

MICHELLE MARLY

MADAME

PIAF

UND DAS LIED DER LIEBE

ROMAN



atb

MICHELLE MARLY
Madame
PIAF
und das Lied der Liebe

MICHELLE MARLY

MADAME

PIAF

UND DAS LIED DER LIEBE

ROMAN



aufbau taschenbuch



ISBN 978-3-7466-3481-4

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2019

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019

Gesetzt aus der Adobe Devanagari durch die LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

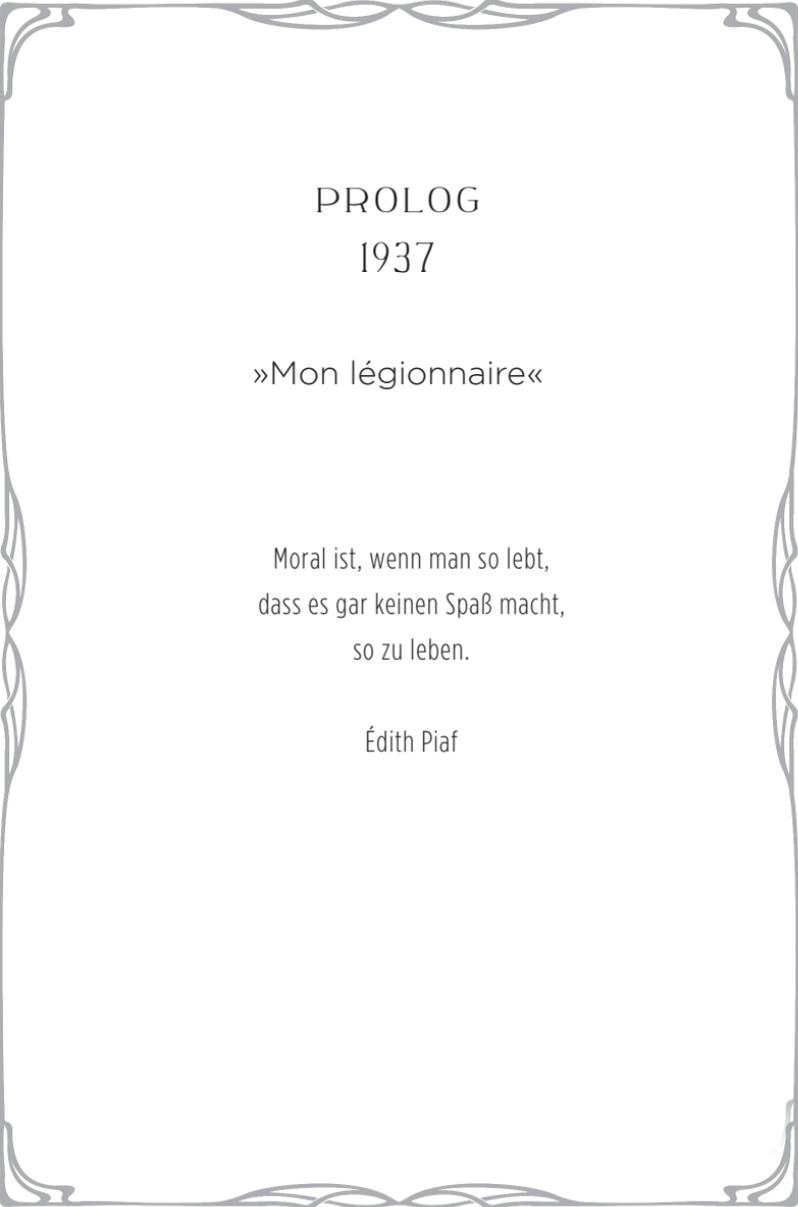
Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

C'est lui pour moi, moi pour lui dans la vie

Er für mich, ich für ihn, ein Leben lang

AUS »LA VIE EN ROSE«



PROLOG
1937

»Mon légionnaire«

Moral ist, wenn man so lebt,
dass es gar keinen Spaß macht,
so zu leben.

Édith Piaf

Paris

Der größte Trubel hatte sich gelegt. In dem kleinen Bistro an der Place Pigalle saßen nur noch ein paar übrig gebliebene Nachtschwärmer bei dämmeriger Beleuchtung. Merkwürdig deplatziert wirkten die beiden Herren im eleganten Frack, die nach einem wohl langen Bummel durch die Vergnügungslokale ihren kleinen, starken Kaffee nippten und frische Croissants eintunkten. In der Ecke neben der Kellertür hatte sich eine Gruppe junger Leute um einen Tisch versammelt, junge Männer mit Schiebermütze aus dem Milieu und schäbig gekleidete Künstler, die so ausgelassen feierten, als gebe es niemals ein Morgen, an dem sie in ihren sorgenvollen Alltag zurückkehren mussten. Diese jungen Menschen gehörten ganz offensichtlich hierher, sie bewegten sich in dem Lokal wie in ihrem eigenen Salon. Dabei umringten sie eine junge Frau, deren Stimme lauter war als alle anderen, sie redete un-

unterbrochen – und leerte schneller als jeder andere die Gläser. Zu ihr flogen die Blicke der vornehmen Herren ebenso wie die des leichten Mädchens, das mit verschmierter Schminke ihre Nacharbeit mit einem Pastis beendete und dabei die Scheine auf die Theke zählte, die sie ihren Freiern abgenommen hatte und nun an ihren Zuhälter weiterreichte. Man kannte sich, wenn auch nur vom Sehen.

Édith Gassion, die junge Frau im Zentrum, war ein winziges Persönchen, gerade einundzwanzig Jahre alt, nicht einmal eineinhalb Meter groß und alles andere als eine auffallend attraktive Frau. Ihre Stirn war zu hoch, die Nase zu schmal und zu lang, ihr dunkles Haar widerspenstig und nur halbwegs gepflegt. In ihren braunen Augen lagen jedoch Schalk, Trotz und Traurigkeit dicht beieinander und zogen jeden, der hineinschaute, in ihren Bann. Neben ihrer Stimme war es die Magie dieser Augen, die sie als Schönheit erstrahlen ließ. Es war, als funkelten sie in der Nacht besonders hell, gleich Sternen, die aufgingen, wenn die Bourgeoisie schläfrig wurde. Die Stunden zwischen elf Uhr abends und sechs Uhr morgens waren Édiths liebste Zeit. Da feierte sie endlose Freudenfeste, deren einziger Anlass darin bestand, den Tag zuvor überlebt zu haben. Und obwohl sie nicht viel Geld besaß, bezahlte sie fast immer für all ihre Freunde.

Als die Tür aufgestoßen wurde, wehte ein kalter Luftzug herein. Im ersten Moment achtete niemand darauf, denn in den Morgenstunden mischten sich für gewöhnlich die ersten Frühaufsteher mit den Nachtschwärmern, Männer in Arbeits-

kleidung begannen hier ihren Tag mit einem Kaffee und einem Cognac. Doch der große, hagere Mittdreißiger, der in den Gasträum trat, gehörte zu einer anderen Klientel. Er war gut gekleidet, auf den Schultern seines eleganten Mantels schmolzen die Flocken des Schneetreibens draußen. Offenbar wollte er weder einen Absacker noch einen Wachmacher: Er sah sich kurz um und schritt dann mit zusammengepressten Lippen und finsterem Blick auf den Ecktisch zu. Hinter Édiths Stuhl blieb er stehen.

»Du musst dich ändern«, stieß er hervor. »Sofort! Hörst du?«

Sie hörte ihn wohl, verstand ihn jedoch nicht. Was weder an dem Trubel um sie herum lag noch an dem Wein oder dem Cognac, die sie abwechselnd trank. Beschäftigt mit der Frage, warum er sich zu dieser Uhrzeit nicht im Bett bei seiner Frau befand, drehte sie sich zu ihm um. »Lass mich in Frieden, Raymond. Ändere du doch erst einmal was in deinem Leben!«

Einer ihrer Freunde blickte über den Rand seines Weinglases zu dem Fremden. »Wer is'n das?«

»Darf ich vorstellen?« In Imitation einer vornehmen Geste ruderte Édith übertrieben mit den Armen. »Das ist Raymond Asso, Textdichter und Liebhaber, Fremdenlegionär und ...« Sie zögerte und fügte dann leise mit gesenkten Lidern hinzu: »Freund und Lehrmeister.« Fast hätte sie auch *große Liebe* gesagt, aber auf gewisse Weise war jeder neue Mann in ihrem Leben eine große Liebe. So einen wie diesen hatte sie allerdings noch nie gehabt, der war etwas Besonderes. Dennoch ließ sie den Zusatz weg. In diesem Augenblick versuchte sie,

Raymond ein bisschen weniger zu lieben – sein Auftritt ärgerte sie.

Mehrstimmiges Gejohle war die Antwort auf ihre Vorstellung.

Nun ging ein Ruck durch ihren kleinen, mageren Körper, sie richtete sich auf und legte sich fast auf den Tisch, um die Flasche in dem schäbigen, vergilbten Weinkühler, der einst versilbert gewesen sein mochte, zu erreichen. Durch die Bewegung rutschte ihr bunter Rüschenrock hoch und entblößte ihre Schenkel. »Willst du mit uns trinken?«, rief sie über die Schulter.

»Du benimmst dich wie eine *putain*«, schimpfte Raymond und drückte sie energisch auf ihren Stuhl zurück.

Achselzuckend ließ Édith ihn gewähren. Seine Worte trafen sie nicht. Generell interessierte sie nicht, was andere Menschen über sie sagten. *Putain* – Hure – war nicht einmal die übelste Beleidigung. Da, wo sie herkam, gab es ganz andere Bezeichnungen für eine Frau, da wurde niemand mit Samthandschuhen angefasst. Ihre Mutter hatte sie auf einem Treppenaufgang im Arbeiterviertel Belleville zur Welt gebracht. Als Säugling hatte Édith bei der Großmutter mütterlicherseits gelebt, die sie fast verhungern ließ, dann war sie im Bordell der Großmutter väterlicherseits bei Rouen aufgewachsen. Und ausgerechnet in diesem Etablissement hatte Édith erstmals so etwas wie Liebe erlebt. Doch in dem Alter, in dem andere Mädchen in die Schule kamen, hatte der Vater sie der Fürsorge der Prostituierten entrissen. Mit ihm hatte sie im Wanderzir-

kus gelebt, später auf der Straße. Dagegen war das Zimmer im Piccadilly, einer schäbigen Pension an der Place Blanche mit immerhin relativ anständigen Bewohnern, eine deutliche Verbesserung. Raymond hatte sie dort seit kurzem untergebracht. Raymond, der sie zu einem besseren Menschen zu formen versuchte – und von dem sie wusste, dass er es nicht so meinte, wenn er mit ihr schimpfte.

Die verwirrten und bedrohlichen Blicke der jungen Männer in ihrem Kreis ignorierte er ebenso wie Édiths Gleichmut. Er sprach zu ihr, als wären sie allein: »Diese nächtlichen Gelage müssen aufhören, wenn du etwas aus dir machen willst. Diese Schmarotzer sollen verschwinden, und mit dem vielen Trinken ist es ab sofort auch vorbei.«

»Soll ich ihn rauswerfen?«, rief einer ihrer Freunde, der sich ebenso gut mit den Regeln der Straße auskannte wie Édith. Seine jugendlich helle Männerstimme überschlug sich fast vor Vorfreude auf eine Prügelei mit dem feinen Monsieur.

»Lass ihn«, mischte sich Simone Berteaut ein, Édiths Freundin und Schwester im Geiste. Sie stammte wie Édith von der Straße, und die beiden jungen Frauen teilten ihr Leben seit etwa fünf Jahren, gaben einander Sicherheit, Halt und Geborgenheit. Und Simone kannte jeden Mann, mit dem Édith ins Bett ging. »Gegen den hast du keine Chance. Er war nicht nur Fremdenlegionär, sondern auch bei den *Spahis*, du weißt schon, diesem algerischen Kavallerieregiment.«

»Aber er trägt keine Uniform ...«

»Nicht mehr, Dummkopf. Jetzt ist er Zivilist und schreibt

Chansons für Marie Dubas. Er ist ihr Privatsekretär.« Simone sprach ziemlich laut – und der Name der berühmten Sängerin ließ auch den letzten von Édiths Zechbrüdern verstummen. Wer nicht schon von Raymond Assos heroischer Vergangenheit in Nordafrika beeindruckt war, empfand nun tiefe Bewunderung angesichts seiner Bekanntschaft mit Marie Dubas.

Inzwischen waren auch die anderen Gäste auf das Spektakel aufmerksam geworden. Neugierig starrten und lauschten sie. Allein der Wirt hinter der Theke trocknete die zuvor gespülten Mokkatassen ab, als gehe ihn das Geschehen in seinem Lokal nichts an. Scheppernd räumte er die Tassen in das Regal.

»Wenn du dich nicht änderst, wirst du niemals im ABC auftreten können«, verkündete Raymond.

Es wurde so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. Sogar der Wirt hielt kurz in der Bewegung inne.

Das ABC war eine andere Welt. Ein Ehrfurcht einflößender Ort, den jeder zumindest dem Namen nach kannte. Nicht nur, dass sich das Musiktheater in einem besseren Bezirk an einem der Grands Boulevards befand. Mehr noch als das legendäre Moulin Rouge war es *der* Ort für die Großen der Musikbranche. Für fast alle Sänger war es ein Traum, auf dieser Bühne die Weihen des Erfolgs zu empfangen. Wer im ABC auftreten durfte, war längst ein Star oder auf dem besten Wege dorthin. Jeder Pariser wusste das. Und natürlich kannte auch Édith das ABC. Vom Vorbeigehen, von sehnsüchtigen Blicken zu den Plakaten und Ankündigungen der Konzerte. Doch nicht einmal als Zuschauerin war sie bisher dort gewesen, der

Preis für die Eintrittskarte lag außerhalb ihrer Möglichkeiten. So blieb das ABC ebenso ein Traum wie die Hoffnung auf ein sorgloseres Leben.

Édith sang vor Publikum, seit sie zehn Jahre alt war. Damals hatte der Vater ihr erklärt, sie müsse sich ihr Essen fortan selbst verdienen. Also hatte sie auf der Straße zu singen begonnen, während er als Akrobat seine Kunststücke zeigte. Sie tingelten durch die Provinz, meist verdiente die Tochter mit ihrer klaren Stimme mehr als der Vater mit seinen Muskeln und seiner Geschicklichkeit. Sie sang, was ihr in den Sinn kam, hauptsächlich die Chansons, die ihre liederliche Mutter in ebensolchen Kaffeehäusern zum Besten gab, und dann noch die »Marseillaise«. Denn für die französische Nationalhymne warfen die Leute immer ein paar Münzen extra in ihren Hut. Ihre Einnahmen wären ausreichend für sie gewesen, hätte der Vater ihr nicht alles abgenommen. Und sie geschlagen, wenn es nicht genug war für ihn. In dieser Zeit lernte Édith jedoch nicht nur die Brutalität des Lebens auf der Straße kennen, sie begriff auch, dass sie singen *musste*. Denn die Tonfolgen taten so viel mehr, als nur für ihr materielles Überleben zu sorgen – sie schenkten ihr Geborgenheit. Die Musik vermittelte ihr eine Wärme, die sie vergessen ließ, dass sie keine zärtlichen Umarmungen von Mutter oder Vater kannte. Und dann war da der Applaus, die Anerkennung, die sie schon als kleines Mädchen in eine Ekstase versetzte, die nicht annähernd vergleichbar war mit dem Rausch, den sie später erlebte, wenn sie sich betrank. Der Beifall war das Großartigste, was

sie je erlebt hatte, ihr vollendetes Glück. Deshalb konnte sie nicht anders: Sie musste singen, um Liebe zu erfahren.

Mit fünfzehn lief sie ihrem Vater davon, ließ den Kontakt zu ihren Eltern aber nie ganz abreißen. Gemeinsam mit einem anderen Straßenkind – ihrer Freundin Simone – machte sie sich auf den Weg in ein neues Leben. Édith sang an der Place Pigalle, und Simone sammelte das Geld ein, das ihr Vortrag den Passanten wert war. Schon bald stellten sich die beiden Mädchen unter den Schutz der jungen Männer, die in diesem Milieu das Sagen hatten. So begannen die Freundschaften, die Édith an den Ecktisch in dieses kleine Bistro führten und die nun seit nahezu drei oder vier Jahren hielten. Als Édith und Simone sich irgendwann in ein besseres Arrondissement vorgewagt hatten, hatten sie prompt Ärger mit der Polizei bekommen und waren dabei einem freundlichen Herrn mittleren Alters begegnet. Dieser war Louis Leplée, der Besitzer des Cabarets Gerny's. Beeindruckt vom Gesang der jungen Frau, brachte er Édith bei, ihre Stimme zu formen, dazu ein wenig Atemtechnik, gab ihr ordentlich zu essen und ihr und Simone ein warmes Bett, vor dem sie jedoch gelegentlich in die vermeintliche Freiheit der Straße flüchteten. An ihrem privaten Umfeld änderte sich wenig, obwohl *Papa Leplée*, wie Édith ihn liebevoll nannte, sie von der Straße auf seine Bühne brachte, für einen ersten Schallplattenvertrag sorgte und ihr sogar einen Auftritt im Radio verschaffte. Auch einen Künstlernamen erdachte er für sie: *La Môme Piaf*, der kleine Spatz, was eine Anspielung auf ihre Körpergröße von nur hundertsevenund-

vierzig Zentimetern und auf ihr unabhängiges, freches Wesen war.

Der gewaltsame Tod ihres Mentors und die Verdächtigungen, die Édith mit seiner Ermordung in Verbindung brachten, zwangen sie, Paris für eine Weile zu verlassen. Ihre Freundin Simone wie immer im Schlepptau. Inzwischen brauchte Édith nicht mehr auf der Straße zu singen, dank Leplée konnte sie ein Repertoire vorweisen, das sich für die kleinen Bühnen eignete: In der Provinz zwischen Brest und Nizza, wo sie niemand kannte, fand Édith Engagements in zweit- und drittklassigen Nachtclubs. Die Gagen waren nicht üppig, aber irgendwie schaffte sie es, sich und Simone über Wasser zu halten und stets ausgelassen die Nächte durchzufeiern. Nach ein paar Monaten hatten die beiden jungen Frauen jedoch genug von der Wanderschaft und kehrten nach Paris zurück. Zufällig begegnete Édith an einem ihrer ersten Abende in einer Bar am Montmartre Raymond Asso. Sie kannte ihn flüchtig durch Leplée – und ohne große Worte nahm er sie unter seine Fittiche.

Raymond verschaffte ihr Engagements in kleinen Cabarets, brachte sie im Piccadilly unter und kümmerte sich in jeder freien Minute um sie. Er versuchte, ihr beizubringen, sich wie eine junge Dame auszudrücken und entsprechend zu pflegen. Die Rüschen und Volants an ihren bunten Kleidern hatte er ihr zwar noch nicht ausreden können, aber immerhin schleppte er sie zu einem guten Friseur und riet ihr zu mehr Körperpflege. Letzteres nicht zuletzt aus Eigennutz, da er ihr Geliebter wurde. Édith mochte ihn, sogar viel mehr als das,

das Problem war nur, dass er als verheirateter Mann niemals bei ihr übernachtete – und sie hasste es, nachts allein zu sein. Deshalb sorgte sie dafür, dass Simone die andere Seite des Doppelbetts einnahm, was Raymond wiederum verstimmte. Die so entstandene Dissonanz in ihrer Beziehung änderte jedoch nichts an Raymonds Begeisterung für ihr Talent als Sängerin. Wie ein gewisser Pygmalion in der griechischen Mythologie, von dem Édith zum ersten Mal durch ihn hörte, versuchte Raymond, aus ihr eine seiner Ansicht nach perfekte Chansonnette zu machen. Er brachte ihr bei, einen ausdrucksstarken Text zu erkennen und ihn richtig zu betonen; er regte an, dass sie Bücher las, und empfahl ihr bedeutende Schriftsteller. Édith ließ die Werke unberührt, irgendwann musste sie zugeben, dass sie kaum lesen und schreiben konnte, weil sie nie eine Schule besucht hatte und nur im Wanderzirkus hin und wieder unterrichtet worden war. Also bemühte sich Raymond, ihr auch die verlorene Schulzeit zu ersetzen. Und alles immer mit dem Hinweis, eine große »Persönlichkeit« aus ihr zu machen. Er tat fraglos ihrer Karriere gut, doch für den Himmel auf Erden würde selbst er nicht sorgen können. Ein Engagement im ABC war für jemanden wie sie undenkbar.

Brüsk schüttelte sie seine Hand ab. »Bist du verrückt geworden? Ich soll im ABC auftreten? Machst du dich über mich lustig?«

»Ich habe mit dem Direktor Mitty Goldin vereinbart, dass du als Anheizerin von Gilles et Julien auftrittst. Es war nicht einfach, ihn zu überzeugen, die ganze Nacht habe ich auf ihn

einreden müssen, dann hat er zugesagt. Du hast dreißig Minuten. Die Premiere ist am sechsundzwanzigsten März.«

Édith klappte das Kinn herab. Fassungslos sah sie Raymond an. Bisher hatte sie sich immer auf ihn verlassen können. Er trennte sich zwar nicht von seiner Frau, aber er war ihr bester Freund. Dafür liebte sie ihn. Außerdem war er ziemlich humorlos, wofür sie ihn etwas weniger liebte. Wenn er jedoch sagte, dass sie im ABC singen würde, dann machte er womöglich keine Witze.

Durch die alkoholisierten Nebelschwaden, die durch ihr Hirn waberten, begriff sie, dass sie tatsächlich vor einem großen Debüt stand. Unwillkürlich schnappte sie nach Luft. Doch statt Raymond um den Hals zu fallen, was ihr erster Impuls war, blieb sie auf ihrem Stuhl wie festgeklebt sitzen und rief mit sich überschlagender Stimme: »Champagner! Champagner für alle!«

In ihre Freunde kam Leben. Die Männer stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen in die Seiten und grinsten.

»Nein, keinen Champagner!«, brüllte Raymond. Er schnippte mit dem Finger, um dem Wirt ein Zeichen zu geben. »Kaffee. Bringen Sie Kaffee. Mademoiselle braucht keinen Champagner, sondern Kaffee. Am besten einen Liter.«

»Du bist ein Spielverderber«, maulte Édith.

»So ist er«, murmelte Simone.

Ihre anderen Freunde grummelten. »Soll ich ihn nicht doch rausschmeißen?«, fragte der, der zuvor schon dieses Ansinnen vertreten hatte.

»Wenn ich jetzt Kaffee trinke, kann ich nicht schlafen!«, protestierte Édith.

»Sehr gut«, kommentierte Raymond. »Du wirst auch nicht schlafen, sondern arbeiten. Sobald du ein bisschen nüchterner geworden bist, fahren wir zu Marguerite Monnot.«

Édith gähnte demonstrativ und sperrte absichtlich den Mund auf, ohne die Hand davorzuhalten. »Warum willst du mich deiner neuen Geliebten vorstellen?«

Allgemeines Gelächter antwortete ihr.

»Du irrst. Das ist sie nicht.« In Raymonds eisblauen Augen funkelten Blitze. »Marguerite Monnot ist eine der besten Musikerinnen, die ich kenne. Sie ist Komponistin, und wir arbeiten zusammen. Sie hat die Musik zu meinem neuen Chanson ›Mon légionnaire‹ geschrieben, das Marie Dubas auf Schallplatte aufgenommen hat.«

»Oh«, murmelte Édith. Marie Dubas war ihr Vorbild. Die war mehr als eine Sängerin, die Dubas erzählte Geschichten mit ihren Liedern – wie eine Schauspielerin, die in einem Theaterstück Figuren lebendig werden ließ. Dabei verlor sie nie die kleinen Leute aus den Augen, jene Menschen, die schon immer zu Édiths Umfeld gehörten. Édith wünschte sich, diese Klasse zu haben, und versuchte, die bewunderte Sängerin gelegentlich vor dem Spiegel zu kopieren, doch fehlte ihr deren komödiantischer Einschlag – ihr lag mehr die Dramatik. Dass die Komponistin der Dubas mit ihr, La Môme Piaf, zusammenarbeiten wollte, war beinah ebenso unvorstellbar wie ein Engagement im ABC. Andererseits stand der Sekretär und

Textdichter der Dubas gerade dicht hinter ihr, sie spürte seine Hand schwer auf ihrer Schulter liegen, und er war ihr Liebhaber und Freund ...

Raymond indes redete mit voller Überzeugung weiter: »Du brauchst für das ABC eigene Lieder. Genau genommen darfst du fünf neue Chansons singen. Dafür brauchst du besondere Gesangsstunden, im ABC kommt es auf dein Stimmvolumen an, es gibt dort keine Mikrophone. Außerdem brauchst du neue Garderobe und ein besseres Benehmen, von deinem Auftreten in der Öffentlichkeit wird viel abhängen.«

Die Liste der Notwendigkeiten, die er vor ihr aufrollte wie ein mittelalterlicher Bote eine Rolle Pergament, schien kein Ende zu nehmen. Bald nahm sie gar nicht mehr wahr, was er sagte. Vor ihrem geistigen Auge sah sie drei Buchstaben aufflackern – ABC – und dann den Künstlernamen, den Papa Leplée ihr gegeben hatte, aus strahlenden Glühbirnen geformt, mit denen die Stars auf der Leuchttafel über dem Eingangsportal am Boulevard Poissonnière angekündigt wurden. Sie sah sich auf der großen Bühne, die sie hinter dem zweiflügeligen Eingang vermutete, und hörte sich »Mon légionnaire« singen. Anders als Marie Dubas, ja vielleicht sogar besser ... Was für ein wundervoller Traum!

Aber eben nur ein Traum. Sie war zu betrunken, um zu beurteilen, ob Raymond die Wahrheit sprach. Ein Engagement im ABC ...? Für mich? Der spinnt doch, fuhr es ihr durch den Kopf.

Dennoch nahm sie gehorsam den Kaffee entgegen, den der

Wirt ihr brachte. Sicher war es sinnvoll, ein wenig klarer denken zu können. Dann würde sie womöglich verstehen, was Raymond morgens um halb sechs in diese Bar getrieben hatte. Sein Auftritt kam ihr vor wie die Darbietung eines Magiers im Zirkus: Raymond zauberte ein weißes Kaninchen aus dem Hut und ließ es wieder verschwinden, nachdem der Applaus eingesetzt hatte. Doch keiner ihrer Freunde klatschte. Vielleicht blieb das Kaninchen ja da, und das Engagement im ABC war keine Illusion. Und der Beifall würde am Ende ihrem Debüt im prestigeträchtigsten Musiktheater von Paris gelten. Die Frage war nur, ob dieser Gedanke mehr als eine Illusion sein konnte.

»Du brauchst einen neuen Namen«, hörte sie Raymond sagen, aber auch das nahm sie kaum wahr. Das Koffein schien nicht anders zu wirken als die Unmengen an Alkohol. Oder ein Zuviel von Wein und Cognac vertrug sich nicht mit dem Mokka. Édith wusste es nicht. Bevor ihre Lider plötzlich zufielen und ihr Kopf nach vorn sackte, bohrte sich Raymonds Stimme wie ein Pfeil in ihr Hirn: »Niemand will einen *kleinen Spatz* im ABC singen hören.«

Sie hatte es ja von Anfang gewusst!